



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen

Kuhlmann, Bernhard

Paderborn, 1895

Viertes Kapitel: Zustand Deutschlands bei der Ankunft des hl. Bonifatius.

urn:nbn:de:hbz:466:1-8719

Bayern und gab ihm Empfehlungen dorthin. Eine bayerische Prinzessin, Theodolinde, hatte nämlich früher einen Langobardenkönig geheiratet und nach der Anweisung Gregors I. eifrig für die Bekehrung des Volkes gewirkt. Von Pavia aus setzte Bonifatius seine Reise in der Ebene des nördlichen Italiens fort, bis er zu den Alpen gelangte, welche mit ihren hohen Bergen Deutschland von Italien trennen. Er wanderte in dem Thale der Adda hinauf, überschritt den Splügen und gelangte dann in das Thal des Hinter-Rheins. Es war das die uralte Verbindungsstraße zwischen Deutschland und Italien, welche in zahllosen Zickzackwegen bald durch tiefe Thäler zwischen hohen Berggipfeln, bald über mächtige, schroff ansteigende Anhöhen, bald über ungeheure Felsen an schwindelnden Abgründen vorbeiführte und das ganze Mittelalter hindurch von den deutschen Kaisern auf ihren Römerzügen wie auch von allen Kaufleuten, Pilgern und Kreuzfahrern benutzt wurde. Erst im Anfange unsers Jahrhunderts sind die größten Schwierigkeiten dieser Straße nach manchen vergeblichen Versuchen beseitigt worden. Nach vielen mühevollen und gefährlichen Märschen gelangte Bonifatius endlich auf deutschen Boden, die lang ersehnte Stätte, welche ihm der Papst zu seiner Wirksamkeit überwiesen hatte. Bevor wir aber diese Wirksamkeit ins Auge fassen, müssen wir zunächst den Boden betrachten, auf welchen Bonifatius den Samen des Evangeliums austreuen sollte.

Viertes Kapitel.

Zustand Deutschlands bei der Ankunft des hl. Bonifatius.

Als der hl. Bonifatius im Jahre 719 unser deutsches Vaterland betrat, bot es in jeder Hinsicht ein ganz anderes Aussehen dar als jetzt. Der bei weitem größte Teil des Landes war Wald, welcher jahrhundertlang sich selbst überlassen gewesen war, ohne die ordnende Hand des Menschen an sich zu erfahren. In diesem Urwalde war die Eiche der verbreitetste Baum, welche nicht selten einen solchen Umfang erreichte, daß sie, zum Rahne ausgehöhlt, 30 Menschen trug. Das Überwiegen des Waldes bewirkte ein rauhes, feuchtes Klima. Die Ströme des Bodens waren sehr wasserreich und flossen in regellosem Laufe dahin; sie traten oft über ihre Ufer und bildeten große

Sümpfe und Moräste; im Winter froren sie so fest zu, daß einst auf der Donau zwei Heere gegeneinander kämpften. Kalte Nebel stiegen aus den sumpfigen Thälern auf. Nur sehr wenige Strecken des Landes waren angebaut und brachten Hafer, Gerste, Roggen und Flachs hervor. Wildes Obst wuchs in Menge in den Wäldern. In dem undurchdringlichen Dickicht der Wälder hauste eine Menge wilder Tiere, welche mit der Ausbreitung der Kultur und der Verbesserung der Schußwaffen verschwunden sind. Der Auerochse, das größte und wildeste von allen Tieren dieser Gattung, dem die starrende Mähne und die kurzen, kräftigen Hörner ein wildes Aussehen geben, der majestätische Riesenhirsch mit seinem riesigen, oft 4—5 Meter breitem Geweihe, das Elen, ein Hirsch von der Größe eines Pferdes mit breitem, schaufelartigem Geweih, das genügsame Rentier, der ungeschlachte Höhlenbär, das marderartige, aber größere und kräftigere Vielfraß, die scheußlich heulende Hyäne, der nimmer-satte Wolf, der heutigetierige Höhlenlöwe, der König der damaligen Tierwelt, der blutdürstige Luchs, der gefährliche Eber, die mächtige Wildkatze, diese und noch viele andere, ungefährliche Tiere, wie Hasen, Füchse und Rehe, fanden in den großen, dunkeln Wäldern Schutz und Nahrung, während hoch über Berg und Thal der Adler seine Kreise zog.¹⁾

Die Bewohner des Landes, die alten Deutschen oder Germanen, waren im ganzen Barbaren, welche ein wildes, unstetes Leben führten. Das Christentum wurde zwar in den ersten Jahrhunderten, als die Deutschen Grenznachbarn der Römer waren, in den Gebieten des Rheins und der Donau durch christliche Soldaten und Kaufleute ausgebreitet; im römischen Heere befanden sich wohl oft fromme, christliche Soldaten, wie der Hauptmann Kornelius, von dem die Apostelgeschichte (c. 10) erzählt. Daher entstanden zuerst in römischen Militär- und Handelsplätzen christliche Kirchen, so in Windisch, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Koblenz, Trier, Köln im Westen, und Augsburg, Passau, Salzburg, Lorch im Süden; nach der

1) Ob das elefantenartige Mammut, das kolossale, plumpe Nashorn, das riesige Flußpferd noch zugleich mit dem Menschen in Deutschland lebten, ist zweifelhaft; die gefundenen Überreste lassen aber auf eine zahlreiche Existenz dieser Tiere schließen. Nach einem, um das Jahr 1000 geschriebenen Küchenzettel des Klosters St. Gallen wurde dort damals noch das Fleisch vom Wisent (Bison Europaeus) und Auerochsen (Bos urus) gegessen, was auf ihre damalige Existenz in den deutschen Wäldern schließen läßt.

Legende gründeten in Trier und Köln Eucharius, Valerius und Maternus, Schüler des heiligen Apostels Petrus, in Mainz Crescenz, ein Schüler des hl. Paulus, die ersten Kirchen; im Anfange des 4. Jahrhunderts waren dort sicher Bischöfe. Diese Kirchen wurden aber alle im 5. Jahrhunderte vollständig vernichtet, als rohe, unkultivierte Völker in Europa raubend, mordend und zerstörend umherzogen. Die größten Verwüstungen richteten die wilden Hunnen auf ihren Zügen an unter dem König Attila, der Gottesgeißel, sodaß weite Strecken längs der Donau und des Rheines mit Totengebeinen besäet waren und die auf den Krieg folgenden Seuchen ganze Gegenden entvölkerten. Doch bald nach jenen schrecklichen Verwüstungen der Völkerwanderung kamen Glaubensboten aus verschiedenen Ländern nach Deutschland und waren bei einzelnen Stämmen für die Verbreitung des Christentums thätig, aber sie verdrängten das Heidentum nicht, welches noch mächtig fortlebte. Es war im heutigen Deutschland bis auf den hl. Bonifatius noch kein Stamm vollständig zum Christentum bekehrt; nur deutsche Stämme, welche in andern Ländern sich Wohnsitze gesucht hatten, waren zum Christentum bekehrt, so die Franken im heutigen, nach ihnen benannten Frankreich, die Langobarden in Italien, die Burgunder in Burgund. Um daher das Wirken des hl. Bonifatius zu verstehen und entsprechend zu würdigen, müssen wir einen Blick auf das Heidentum unserer Vorfahren und die bei ihnen bestehenden Zustände werfen.

Die Germanen vergötterten die Kräfte der Natur und nahmen eine ziemliche Anzahl Götter und Göttinnen an, von welchen sie allerdings eine reinere und edlere Vorstellung hatten, als Griechen, Römer und morgenländische Völker. Ihr oberster Gott war Wodan, bei den nördlichen Germanen auch Odin genannt, welcher bald von seinem Throne durch ein Fenster der Himmelsburg die Menschen beobachtet, bald mit einem Eischenspeere in der Faust auf einem achtfüßigen Rosse rastlos durch die Lüfte jagt, von je zwei Wölfen und Raben begleitet, die ihm alles ins Ohr sagen, was sie sehen und hören. Dem Wodan wurden besonders Pferde geopfert, deren Köpfe an den Bäumen der heiligen Haine und an Dachgiebeln aufgehängt wurden; denn sie sollten das Haus vor Blitzschlag bewahren und fruchtbare Jahre bewirken. Aber auch Menschen wurden dem Wodan geopfert, besonders Sklaven und gefangene Feinde. Sein Sinnbild war die Sonne, daher wählten die Germanen ihre Begräbnis- und Opferstätten gern nach Sonnenaufgang

hin, die Ankunft des erlösenden Gottes sehnsuchtsvoll erwartend. Von den Wochentagen war ihm der Mittwoch geweiht, daher er noch jetzt in manchen Gegenden Deutschlands Wodanstag (englisch Wednes day) genannt wird. Wodans Gemahlin war die Freya, auch Frigga genannt, eine wilde Jägerin, welche bald mit dem Melkeimer in der Hand im blauen Gewande und weißen Schleier bei den Herden erschien, bald mit ihrem Gemahl durch das Land jagte; ihr war von den Tieren die Katze, von den Bäumen die Linde, von den Wochentagen der Freitag geweiht. Wodans Sohn war der Kriegsgott Ziu oder Tyr, auch Gar und Cri genannt, welchem der Dienstag heilig war.¹⁾ Ein anderer Sohn Wodans war der Donnergott Donar oder Thor, welchem der Donnerstag geweiht war; er wohnte auf den Bergen, von wo er bei Gewittern auf seinem mit Böcken bespannten Wagen donnernd durch die Lüfte fuhr und seinen von Zwergen geschmiedeten Hammer auf die Erde schleuderte, welcher jedesmal in seine Hände zurückkehrte. Böcke und Ziegen, Füchse und Eichhörnchen, Störche, rote Hähne und Rottelchen, Eichen, Eberesche und Hollunder waren ihm heilig. Er beschützte den Menschen gegen alle feindlichen Mächte der Natur und wurde daher hoch verehrt. Auch das Vieh wurde mit den Zweigen der ihm heiligen Eberesche gesegnet. Donar war überhaupt der gütige Beschützer des Menschen und seines Besitztums; daher brachte man nach beendeter Ernte vor den korngefüllten Häusern das Bild des ihm heiligen, roten Hahnes an, damit er das Haus vor Blitz und Feuer beschütze. Dieser Gebrauch liegt ohne Zweifel der jetzigen Sitte des Erntehahns zu Grunde. Ostara war die lichtbringende Göttin, welche den Winter besiegt und den Frühling zurückführt; ihre Feste feierte man im Frühlinge, indem man um die ersten Blumen des Frühlings, Veilchen und Anemonen, tanzte und ihr zu Ehren auf Bergen Feuer anzündete.²⁾ Weil um diese Zeit die Christen das Auferstehungsfest Jesu Christi feierten, so bekam dieses nach der Verdrängung des Heidentums den Namen Osterfest, und wurden die Feuer zu Ehren des glorreich Auferstandenen angezündet. Die Göttin des Ackerbaues und der Frauen hieß

¹⁾ Im Altnordischen Týsdagr, im Althochdeutschen Ziestac, in Bayern Critag genannt; auch Städtenamen, z. B. Duisburg, Dinslaken, Gresburg (latiniſiert Marsberg), werden auf den Kriegsgott zurückgeführt.

²⁾ In einzelnen Gegenden Westfalens zünden noch jetzt bei dem Beginne des Frühlings die Kinder Feuer an, „um den Winter zu verbrennen“, und bilden singend Reigen um die ersten Frühlingsblumen.

Hulda. Die alles ernährende Mutter Erde wurde unter dem Namen Herttha verehrt und ihr zu Ehren festliche Umzüge veranstaltet. Der Gott der Zeit hieß Sater, dem der Samstag geweiht war, daher noch in manchen Gegenden „Saterdag“ genannt. Die Götter wurden durch Gebete und Opfer von Blumen, Honig, Früchten, Backwerk und Tieren verehrt, welche auf Bergen, an Quellen und in Hainen unter mächtigen Bäumen dargebracht wurden. Opfertiere waren Pferde, Schafe, Ziegen und Kinder. Ja, selbst Menschen, besonders gefangene Feinde, gekaufte Sklaven und Verbrecher, wurden den Göttern geopfert, und noch haben sich Opfersteine mit der roh eingehauenen Blutrinne aus alter Zeit erhalten. Die heiligen Haine durften nur von den Priestern und Opfernden betreten werden und waren unverletzlich; kein Zweig durfte abgeschnitten, kein Baum gefällt werden. In den Hainen galten große Bäume besonders als Sitz der Götter und wurden hoch verehrt. Auch Tiere sollten unter dem Einflusse der Götter stehen, so besonders die Kühe, die daher in manchen Gegenden durch Darbringung von Opfern verehrt wurden. Das Blut der Opfertiere wurde an die Altäre und über das versammelte Volk gesprengt; das Fleisch wurde theils den Göttern geopfert, so besonders Herz und Lunge, theils bei dem Opferschmause verzehrt. Weil die alten Deutschen ein tiefes Naturgefühl hatten und in den Naturerscheinungen die Götter verborgen glaubten, so schlossen sich ihre Feste an das Leben der Natur an. Das Ei, aus dem sich ein lebendiges Küchlein entwickelt, war ihnen ein Sinnbild der wiedererwachenden Natur im Frühlinge; daher wurden an den Festen der Lichtgöttin Ostara Eier gelb bemalt und zu ihrer Ehre gegessen, während rothbemalte Eier ihrem Bruder, dem Donnergotte Thor, geweiht waren. Später in christlichen Zeiten wurden die Eier ein Sinnbild des auferstandenen Erlösers und am Osterfeste gegessen. Wegen ihres tiefen Naturgefühls verehrten die alten Germanen ihre Götter gerne in der freien Natur; doch hatten sie auch Götterbilder und Tempel, hin und wieder sehr großartige, wie nach einzelnen ältern Berichten und besonders auch nach den Berichten der christlichen Glaubensboten nicht zu bezweifeln ist. Ursprünglich war wohl jeder Hausvater Priester, wie er auch Richter über die Seinigen war, aber es gab auch eigentliche Priester, welche nach den bestehenden Satzungen Recht sprachen und auch im Kriege thätig waren. Neben den Priestern gab es noch Seherinnen, welche im weißen Gewande die Feinde schlachteten, das Blut in den Opferkessel

thaten und daraus weisagten. Der Priesterstand erfreute sich hoher Verehrung und war bei allen wichtigen Handlungen thätig. Weil die Götter auf den Gang der Ereignisse in der Welt von Einfluß waren, so suchten die Deutschen den Willen der Götter durch Losen zu erfahren oder aus dem Fluge der Vögel, dem aufsteigenden Rauche, dem Wiehern und Niesen der Pferde, ja sogar aus dem Rote der Tiere zu deuten. Ofters schnitten sie auch kleine Stäbchen aus Buchenholz — daher noch der Name Buchstabe —, bezeichneten sie mit bestimmten Merkmalen und streuten sie, wie es sich gerade traf, auf ein weißes Gewand, von welchem der Hausvater oder der Priester betend und zum Himmel aufblickend drei Stäbchen auflos. Nach den Merkmalen der aufgelesenen Stäbchen wurde der Wille der Götter gedeutet und die Sache begonnen oder aufgegeben. Überhaupt waren die alten Deutschen sehr abergläubisch; sie glaubten an Hexen, an Personen, welche dem Monde befehlen und das Wetter machen könnten, an Zaubertränke zur Erzielung bestimmter Wirkungen, und schrieben einzelnen Kräutern, zu bestimmten Zeiten gepflückt, eine große Kraft gegen Krankheiten und böse Geister zu. Auch nahmen sie unbekannt, den niedern Gottheiten geweihte Stätten an, sogenannte Unstätten; wer sie betrat, erkrankte oder verunglückte oder starb plötzlich. Die Leichen der Helden wurden auf einem Scheiterhaufen, oft mit den Waffen und dem Streitroß, verbrannt, und die Asche in einer Urne in einem kegelförmigen Rasenhügel beigesezt, auf dem Mahlzeiten und wüste Trinkgelage stattfanden. Die Frauen brachten sich nach dem Tode der Männer um oder ließen sich mit ihnen auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Die Geister der ruhmvoll gefallenen Helden gingen in die Walhalla ein, einen großen, herrlichen, mit Speeren errichteten und mit Schilden geschmückten Saal mit 450 Thoren, wo sie sich täglich an Kämpfen ergötzten. Am Abend heilten alle empfangenen Wunden zu, und dann fanden große Gelage statt, wobei sich die Helden dem berausenden Genuße des Bieres hingaben, welches sie aus Hörnern und den Schädeln erschlagener Feinde tranken. Keine Frau, kein Sklave, kein durch Alter oder Krankheit Gestorbener ging in Walhalla ein, sondern nur tapfere Kämpfer; die ruhmlos gefallenen Helden fielen der Totengöttin Hell anheim und kamen in die finstere, kalte Unterwelt. Wenn daher ein Germane in Gefahr kam, ohne Wunde zu sterben, so ließ er sich durch den Priester mit der heiligen Lanze eine Wunde beibringen, um sich den Eingang in Walhalla zu sichern. Walhalla dauert, bis einst die ganze

Welt im Feuer vergeht. Alsdann entsteht eine neue Welt, in welcher die Guten und Edlen, d. h. die Siegreichen, ewig glücklich fortleben, während die Bösen, d. h. die Überwundenen, an einen besondern Ort kommen, wo sie immer von giftigen Schlangen bespieen werden.

Die Gleichheit aller Menschen war den Germanen unbekannt, ja, ihre Ungleichheit war sogar durch ihre Religion festgestellt. Es gab bei ihnen Sklaven, welche zwar im ganzen milder behandelt wurden als bei andern Völkern, aber doch immerhin in einem Menschen unwürdigen, bejammernswerten Zustande sich befanden. Sie gehörten ihren Herrn mit Leib und Leben, konnten verkauft, mißhandelt und getödet werden, trugen zum Zeichen ihrer Knechtschaft kurzgeschorene Haare und blieben von Walhalla ausgeschlossen. Die Zahl der Sklaven war seit den Zeiten des römischen Geschichtschreibers Tacitus bedeutend gestiegen. Die Arbeit galt dem Germanen für Schande und blieb den Frauen und Sklaven überlassen. Der Mann liebte Jagd, Krieg und Gelage. Die Frauen wurden von den Germanen hoch geehrt und standen unter dem besondern Einflusse und Schutze der Götter, waren aber keineswegs an Würde dem Manne gleich; sie blieben immer unter der Botmäßigkeit des Vaters oder des nächsten, männlichen Verwandten; die Mädchen wurden viel häufiger ausgesetzt als Knaben; der Mord eines Weibes wurde nur halb so hoch bestraft wie der eines Mannes; kein Weib ging in Walhalla ein. Mann und Frau trugen gleiche Tracht; der Mann bekleidete sich mit den Fellen erlegter Tiere und trug zum Zeichen seiner Freiheit langes Haar; die Frau verfertigte sich ihre Kleider aus Wolle und Flachs, wobei sie sich knöcherner Nadeln und Fäden aus Tiersehnen bediente; ihr schönster Schmuck bildete das goldgelbe Haar und die weiße Hautfarbe. Frauen banden das Haar zusammen, während es die Mädchen lang herabwallen ließen. Die Kinder blieben bis zum 12. oder 14. Jahre ganz unbekleidet und härteten sich durch vieles Baden in den Flüssen ab. Die Erziehung bezweckte kriegerischen Geist und Verachtung des Todes als Eigenschaften des freien Mannes. Der herangewachsene Jüngling wurde in der Volksversammlung mit den Waffen bekleidet, welche er von da ab nicht ablegte und als das kostbarste Kleinod bewahrte. Bart und Haar ließ er wild wachsen; erst wenn er einen Feind erlegt hatte, band er die Locken des Haupthaars zusammen. Jünglinge liebten es, zwischen aufgepflanzten Schwertern und Spießen leicht bekleidet

in den kühnsten Bindungen zu tanzen. Jünglinge und Jungfrauen heirateten sich erst im reiferen Alter und hielten die Ehe im allgemeinen für heilig und unverletzlich. Daher war das sittliche Leben der Germanen im ganzen reiner als das anderer Völker, gleichwohl kamen auch bei ihnen tiefe Verirrungen des Fleisches vor. Die Geschlechtslust, welche seit dem Sündenfalle im Menschen sich so mächtig regt und trotz aller strengen Vorschriften und stärkenden Gnadenmittel der Kirche so große Verwüstungen anrichtet, blieb auch bei den Germanen nicht innerhalb der gesetzlichen Schranken. Von den sittlichen Grundsätzen des Christentums waren sie weit entfernt und regelten das eheliche Leben mehr nach dem Begriffe einer strengen Ordnung als nach dem Begriffe von Keuschheit und Reinheit. Die Ehe war bei den Germanen nicht ein Bund zweier gleichberechtigter Wesen, sondern der Mann kaufte von den Eltern oder dem nächsten männlichen Verwandten die Frau ohne Rücksicht auf ihre Willensentscheidung, konnte sie mißhandeln, verkaufen und töten; wenn er alles verspielt hatte, spielte er um Frau und Kinder und übergab sie aus vermeintlicher Treue herzlos in die Sklaverei. Auch war die Monogamie (Ehe zwischen einem Manne und einer Frau) nicht ausschließliches Gesetz; da es den Edlen gestattet war, mehrere Frauen zu haben, so war das Prinzip der Einheit aufgegeben. Überdies fand diese Sitte der Edlen auch sicher in den untern Kreisen des Volkes Nachahmung und bewirkte, daß der Besitz mehrerer Frauen nicht als etwas Unerlaubtes und Schändliches erschien. Von einem Ehebruche des Mannes konnte daher eigentlich keine Rede mehr sein, da er jeden Augenblick sich seiner Frau entledigen und eine andere nehmen konnte. Der Ehebruch wurde am Manne auch nur bestraft, wenn er störend dadurch in die Familienverhältnisse anderer eingegriffen hatte. An der Frau wurde Ehebruch mit Verstoßung und Tod bestraft.¹⁾ Allerdings kam dieses Verbrechen bei den Frauen selten vor; sie bewahrten dem Manne gewissenhaft die Treue und vermieden nach dessen Tode die Wiederheirat; oft auch wurden sie mit dem Manne ver-

¹⁾ Der deutsche Heerführer Ariovist besaß nach Cäsar (Bel. gal. I. 53) zwei Frauen. Tacitus (Germ. c. 18) sagt: *Nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur.* Bei den deutschen Stämmen in Skandinavien war die Vielweiberei Sitte. Tacitus, welcher die deutschen Verhältnisse auf Grund von Berichten anderer beschreibt und selber nie in Deutschland war, wollte durch lichtvolle Schilderungen die Deutschen den lasterhaften Römern als Muster hin-

brannt. Viele Kinder zu haben, galt den Eheleuten als ehrenvoll. Der Vater hatte Recht über das Leben des Kindes; er ließ es aussetzen, wenn es kränklich oder schwächlich war, oder wenn böse Träume die Geburt begleiteten, oder wenn er es nicht standesgemäß ernähren konnte; alle Sagen erzählen von Aussetzung der Kinder, die also sehr oft vorkam; auch konnte der Vater das Kind verkaufen. Bei ihrer Liebe zur Ungebundenheit wohnten die Germanen auf einzelnen Gehöften oder gesondert in kleinen Dorfschaften und haften das Leben in Städten. In einer geeigneten Gegend, an einer klaren Quelle und in der Nähe dunkler Wälder wurde das kunstlose Haus aus rohen Baumstämmen, Flechtwerk und Lehm gebaut, mit Stroh oder Rasen bedeckt und mit Wall und Hecke umgeben; in der Nähe lag das spärliche Feld. Hundert Grundbesitzer bildeten eine Hundertschaft, mehrere Hundertschaften einen Gau. Die Volksversammlung bestand aus den Grundbesitzern; sie entschied, nachdem die Priester über den zustimmenden Willen der Götter sich vergewissert hatten, über alle wichtigen Fragen, besonders über Krieg oder Frieden, und wählte zur Besorgung geringerer Angelegenheiten die Fürsten, zur Anführung im Kriege den Herzog. Auch gab sie Gesetze und übte die Gerichtsbarkeit. Der Angeklagte konnte seine Unschuld durch Zeugen und Urkunden beweisen und, wenn das nicht möglich war, durch Gottesurteile. Diese beruhten auf der irrigen Ansicht, daß die Götter den Unschuldigen stets unbedingt beschützten, und bestanden teils in Zweikämpfen, in denen der Besiegte als schuldig erkannt wurde, teils in Feuer-, Wasser- und Kreuzprobe. Bei der Feuerprobe mußte der Angeklagte über glühendes Eisen gehen oder es anfassen; blieb er unverfehrt, so galt er als unschuldig. Bei der Wasserprobe wurde der Angeklagte ins Wasser geworfen und durfte nicht schwimmen; sank er unter, so galt er als schuldig; blieb er oben, als unschuldig. Bei der Kreuzprobe mußte der Angeklagte lange mit weit ausgestreckten Armen stehen; ließ er sie sinken, so wurde er für schuldig erklärt. Krieg und Jagd sahen die Germanen als ihre Haupt-

stellen. Wenn er die Gaben, die der Bräutigam dem Vater der Braut brachte, Ochsen, Pferd und Waffen, als reine Geschenke hinstellt und als Sinnbilder des ehelichen Lebens deutet, so ist das ungenau und gesucht. Aus der ganzen Darstellung (*parentes probant munera*) geht hervor, daß es der Kaufpreis war. Leo (Vorlesungen über deutsche Geschichte I. 406. Halle 1854) sagt: „Die ältere germanische Ehe erlaubte mehrere Frauen, forderte sie gewissermaßen als Zeichen des Adels bei den Königen“.

beschäftigung an und verfertigten sich die dazu nötigen Geräte selber. Der Ackerbau war auf das Notwendigste beschränkt, der Handel ein sehr geringer; die wenigen Erzeugnisse, wie Schinken, Pelze, Häute der erlegten Tiere, wurden bei dem Mangel an Geld gegen andere Sachen umgetauscht. Nur wenige kunstlose Straßen durchzogen das Land.

Charakter und Sitten der Germanen zeigen edle Züge; daneben tritt aber auch ihre rohe, ungebändigte Naturkraft hervor.¹⁾ Das Leben war in Bezug auf Wohnung, Kleidung und Speise einfach, ohne verweichlichende Genüsse. Im Privatleben war der Deutsche treu; hatte er im Spiele die Freiheit verloren, so folgte er dem Gewinnenden willig in die Knechtschaft; auch seinem Fürsten war er im Kriege treu bis in den Tod, aber im politischen Leben hielt er keine Treue, brach unbedenklich die geschworenen Eide und übte nichtswürdigen Verrat. Die Gastfreundschaft wurde von dem Germanen in hohem Maße geübt. Er hielt es für schimpflich, einen Ankömmling abzuweisen, und setzte ihm das Beste vor, was er hatte; waren die Vorräte aufgezehrt, so ging er mit ihm zu dem Nachbarn und war sicher, von ihm mit gleicher Freundschaft empfangen und bewirtet zu werden. Wenn der Fremde sich verabschiedete, so gab ihm der Germane zum Geschenke, was er begehrte, forderte aber auch ebenso freimütig, was ihm selber gefiel. Uebrigens war der Geist des germanischen Volkes ein ungemein kriegerischer, wie es seinen religiösen Anschauungen entsprach. Sei tapfer und falle ruhmvoll im Streite, damit du in den Heldenkreis Walhallas eingehst, das war das Hauptgebot seiner Religion. Daher hören wir überall von Kampf und Streit, im Kriege auf dem offenen Wahlplatz wie im Frieden bei Spiel und Gelage. Die ältesten Lieder der Germanen sind Schlachtgesänge; ihre ältesten Sagen erzählen nur von blutigen Heldenkämpfen. Bloß im Kampfe und im Heldentode hat das Leben für den Germanen Wert. Ackerbau, Handwerk und friedliche Beschäftigungen wurden vom Manne verschmäh't; sie galten eines freien Mannes für unwürdig, als ein Zeichen von Feigheit, und blieben Sklaven und Frauen überlassen; im siegreichen Kampfe Beute zu machen, schien ihm erlaubt und viel ehren-

¹⁾ Mit stichhaltigen Gründen ist wohl nicht zu bestreiten, daß der römische Geschichtschreiber Tacitus die deutschen Zustände gegenüber der römischen Sittenlosigkeit idealisiert. Obiger Schilderung liegen die Werke von Kaufmann und Arnold über die ältere, deutsche Geschichte zu Grunde.

voller, als etwas durch mühevollen Arbeit im Schweiß des Angesichts auf rechtliche Weise zu erwerben. Daher lagen die Deutschen beständig im Kampfe entweder miteinander oder mit ihren Nachbarn. Die Fürsten, welche sich mit treuem Gefolge umgaben, ergriffen freudig jede Gelegenheit, um durch Kampf und Streit sich und ihrem Gefolge Ruhm und Beute zu gewinnen. Selbst die Weiber besaßen einen kriegerischen Geist; sie zogen mit ihren Männern in den Krieg, bewachten während der Schlacht das Gepäck, ermunterten ihre Männer durch Zuruf zum Kampfe, hieben gewaltsam auf sie ein, wenn sie zurückwichen, trieben sie in den Kampf zurück und verstanden ebensogut Wunden zu schlagen wie zu heilen. Auch im Privatleben bethätigte sich diese Lust des Germanen zu Kampf und Streit. Beleidigungen und Kränkungen wurden durch Zweikämpfe entschieden, in welchen der Besiegte, Verwundete oder Getötete als der schuldige Teil festgestellt werden sollte. Jeder Freie hatte das Recht der Fehde, d. h. das Recht, aus irgend einem Grunde einen andern zu bekriegen und sich mit Gewalt von ihm Recht zu verschaffen. War jemand getötet, so hatten alle nächsten Verwandten die Pflicht, den Tod zu rächen; das war die Blutrache; jeder Aufschub derselben war unstatthaft. Jedes Familienglied hatte die Pflicht, die Feindschaft der Familie zu übernehmen; Blut forderte Blut; es galt Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn; jede Beleidigung und Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden; Versöhnung, Verzeihung, Feindesliebe war dem Germanen unbekannt. Vom Gesetze war allerdings ein sogenanntes Wergeld festgesetzt, d. h. eine Summe, welche für einen Mord gezahlt werden mußte, z. B. für die Ermordung eines Freien 200 Solidi (ungefähr 1500 Mark). War diese Summe gezahlt und unter die Angehörigen des Getöteten verteilt, so war der Mord gesetzlich gesühnt und durfte keine Blutrache genommen werden. Allein durch die Bezahlung des Wergeldes war die Sache wohl selten ganz beendet, und blutige Verfolgung und furchtbarer Haß trotzdem viel häufiger. Solche Sitten, wie Fehderecht, Zweikampf und Blutrache, sind mit einem geordneten, friedlichen Staatsleben, wie auch mit den christlichen Grundsätzen unvereinbar und führen naturgemäß zu den größten Ausschreitungen und Unordnungen.

Der Jagd war der Deutsche leidenschaftlich ergeben, wozu ihm die großen Wälder und das zahlreiche Wild Gelegenheit genug gaben. Die Jagd auf große gefährliche Tiere, wie Auer-

ochsen, Bären, Höhlenlöwen, Hirsche und Eber, reizte besonders auch die Kampflust des Germanen und erschien ihm als die beste Übung für den Krieg. Zugleich gewann er dadurch Nahrung und Kleidung; das Fell des Bären diente ihm als Ruhepolster, um die Zeit des Friedens in träger Ruhe hinzubringen. Nach beendigten Jagden und Kämpfen ergab sich der Germane dem Spiele und dem Trunke. Bier war sein Lieblingsgetränk, aber auch Met, aus Honig und Wasser bereitet, verachtete er nicht. Die häufigen, zahlreichen Gelage, bei welchen aus mächtigen Hörnern getrunken wurde und der eine den andern durch rasches Trinken eines bedeutenden Quantums zu übertreffen suchte, dauerten oft ganze Tage und Nächte und waren vielfach mit blutigen Streitigkeiten verbunden. Trunksucht war überhaupt das Nationallaster der Deutschen und galt nicht für Schande; sie waren die ärgsten Becher der Welt. Dem Spiele war der Germane so leidenschaftlich ergeben, daß er nicht bloß Hab und Gut, sondern seine eigene Freiheit aufs Spiel setzte und, falls er den letzten Wurf verlor, dem Gewinner sofort in die Knechtschaft folgte.

Das sind in wenigen Zügen die religiösen, sozialen und sittlichen Zustände unserer heidnischen Vorfahren, im ganzen gewiß höchst traurige Zustände. Von dem wahren Gotte, dem höchsten, vollkommensten, allgegenwärtigen, allwissenden, allheiligen, rein geistigen Wesen, hatten sie keine Idee. Statt dessen vergötterten sie die tief unter dem Menschen stehenden Naturkräfte und machten sich von diesen eingebildeten Göttern die sonderbarsten Vorstellungen, welche schon vor dem Lichte der Vernunft sich als unhaltbar erweisen mußten. Eine veredelnde Sittenlehre war den Germanen ganz und gar unbekannt; ja, die Verehrung der Götter mußte die schlimmsten Leidenschaften im Herzen hervorrufen und befördern. Die Freya, die Göttin der sinnlichen Liebe, welche von ihrem Gatten, dem obersten Gotte Wodan, treulos verlassen war und nun den ungetreuen Gatten in der ganzen Welt suchte, wurde in ihren zahlreich besuchten Tempeln durch Lieder verehrt, die diese Begebenheit und die sinnliche Liebe zum Gegenstande hatten. Mußte das nicht die Geschlechtsliebe, die heftigste und gefährlichste aller Leidenschaften, vielfach in einer sehr verderblichen Weise wecken und die schlimmsten Ausschreitungen hervorrufen? Die Verehrung des Kriegsgottes und die Ansichten über Walhalla fachten die furchtbare Leidenschaft des Krieges an und bewirkten eine entsetzliche Verwilderung und Erbitterung der

Gemüther. Das entehrende, Leib und Seele zerrüttende Laster der Trunksucht wurde förmlich in den Dienst der Götter gestellt, welche die Deutschen beim Trinken anriefen und dadurch zu verehren glaubten. Wie verrohend mußten die Menschenopfer und die Trinkgelage über den Gräbern der Verstorbenen auf das Gemüt wirken! Weit entfernt, daß die Religion zur Zügelung der Leidenschaften anhielt, begünstigte sie dieselben, sodaß sie sich frei zur größten Zügellosigkeit entwickeln konnten. Die Ansichten unserer heidnischen Vorfahren vom Fortleben nach dem Tode waren viel zu unsicher und zu phantastisch, als daß sie einen sittigenden Einfluß auf das menschliche Herz hätten ausüben können; sie konnten es weder im Unglücke trösten, noch vom Bösen abhalten, noch zum Guten antreiben. Der Gedanke an einen gütigen Gott und seine alles umfassende, alles zum Besten der Geschöpfe leitende Vorsehung war unsern heidnischen Vorfahren unbekannt; die Götter wie die gesamte Welt unterlagen dem Schicksal; niemand konnte vertrauensvoll in den Leiden und Kämpfen des Lebens zu einem höhern Wesen emporschauen und in dem Gedanken daran Trost finden; Unsicherheit und Zweifel über den Zweck dieses Lebens und das Fortleben nach dem Tode mußten bei einigem Nachdenken in der Brust erwachen und sie, besonders angefihts des Todes, mit Furcht und Schrecken erfüllen. Überdies schmachtete ein großer Teil des Volkes in unwürdiger Sklaverei, dem kein Strahl der Hoffnung weder für dieses, noch für das andere Leben leuchtete, und das Los der Gedrückten und Bedrängten wurde durch nichts gemildert, denn barmherzige Nächstenliebe war ganz unbekannt. Schwerkranke und Greise wurden unbarmherzig getötet. Das deutsche Volk mißbrauchte seine vortrefflichen Anlagen im Dienste niederer Leidenschaften, und bei dem Fortbestehen der heidnischen Religion war auch jeder Fortschritt zum Bessern, jede sittliche Veredelung, jede geistige Entwicklung vollständig ausgeschlossen. Das Christentum, voll der Gnade und Wahrheit, war notwendig, um Irrtum und Sünde zu entfernen, um die Keime des Guten und Edlen, welche Gott dem deutschen Volke so reichlich gegeben hatte, zu entwickeln und die Kraft der Seele, die Festigkeit des Willens, die Tiefe des Gemütes auf den rechten Weg zu leiten.

Schon vor dem hl. Bonifatius waren Glaubensboten thätig gewesen, um unsern Vorfahren die Segnungen des Christentums zu bringen. Den Bayern an der Isar und Donau hatte der hl. Rupert, Bischof von Worms, das Evangelium verkündet;

er gilt als der erste Apostel Bayerns. In der Gegend von Regensburg war der hl. Emmeran, Bischof von Poitiers, thätig gewesen, welcher von dem Prinzen Lantbert grausamerweise unschuldig ermordet wurde. Zur Sühne wurde das Kloster St. Emmeran in Regensburg gegründet, dessen Abt lange Zeit Bischof und Haupt der bayerischen Kirche war.¹⁾ Noch zur Zeit des hl. Bonifatius verbreitete der hl. Korbinian, ein fränkischer Priester, unter vielen Kämpfen gegen das Heidentum das Christentum in Bayern und gründete das Bistum Freising, wo er 732 starb. Weil aber das Christentum in Bayern nicht dauernd und einheitlich verkündet wurde und keine festen Bistümer und Klöster zur Verbreitung und Befestigung desselben gegründet wurden, so blieb die große Masse des Volkes heidnisch. Bei den Alamannen, welche in der heutigen Schweiz, Württemberg und Baden wohnten, predigten das Kreuz Christi meistens Irländer, so der hl. Fridolin, Gründer des Klosters von Sädingen, der hl. Columban, der hl. Gallus, Gründer des berühmten Klosters von St. Gallen, seine Schüler Magnus, Gründer von Füssen, und Theodor, Gründer von Rempten. Um die Befehrung der Alamannen erwarb sich auch große Verdienste ein Zeitgenosse des hl. Bonifatius, der hl. Pirminius, welcher auf einer Rheininsel das berühmte Kloster Reichenau gründete. In der Gegend am Maine, welche damals zu dem, das mittlere Deutschland umfassenden Reiche der Thüringer gehörte, später von den Franken erobert und daher Franken (Franconia orientalis) genannt wurde, verbreitete das Christentum der hl. Kilian, welcher mit elf Genossen aus Irland gekommen war, um auch in der Zwölfzahl den Aposteln bei der Verkündigung des Evangeliums ähnlich zu sein. Er ließ sich mit seinen Genossen in Würzburg nieder, wo der thüringische Herzog Gohbert residierte, den er bekehrte. Als er gegen dessen kirchlich unerlaubte Verbindung mit Geilane auftrat und ihn bewog, von dieser unrechtmäßigen Gemahlin sich zu trennen, ließ diese wutentbrannt in Abwesenheit des Herzogs die Missionare töten (gegen 689) und ihre Leichen nebst den heiligen Gefäßen, Büchern und Gewändern in der Erde verscharren. Der Herzog wollte nach seiner Rückkehr Geilane bestrafen, doch diese verfiel in Wahnsinn. Durch die Ermordung des hl. Kilian, des ersten Apostels des thüringischen Landes, wurde die Grün-

¹⁾ Nach Aufhebung der Klöster im Jahre 1803 wurde das Kloster Residenz der Fürsten von Thurn und Taxis.

ding eines bischöflichen Sitzes und die weitere Befestigung des Christentums dort verhindert.

So war der Same des Christentums im südlichen und mittlern Deutschland zwar ausgestreut worden, aber bei dem Mangel einer ausreichenden Zahl fester, bischöflicher Sitze und großer Klöster wie bei den beständigen, mit großer Erbitterung geführten Kriegen der deutschen Stämme untereinander konnte er nicht gedeihen und wurde vom Heidentume überwuchert. Auch waren die Glaubensboten unter sich nicht ganz einig und wirkten nicht nach einem einheitlichen Plane, so vortreffliche, gelehrte und fromme Männer sie auch übrigens waren. Die Glaubensboten der Bayern kamen nämlich aus Franken, die der Alamannen und Thüringer aus Irland; sie hatten alle denselben, katholischen Glauben, wichen aber in unwesentlichen, bei den rohen und noch am Außern haftenden Deutschen jedoch schwer ins Gewicht fallenden Punkten voneinander ab. Die fränkischen Geistlichen trugen die römische Tonsur (tonsura beati Petri), die irischen die Tonsur des hl. Jakobus (tonsura beati Jacobi). Weil nämlich die Heiden als Zeichen und Schmuck des freien Mannes lang herabwallendes Haar trugen und auf dessen Pflege große Sorgfalt verwendeten, so kam schon früh bei den Mönchen die Sitte auf, sich die Haare ganz kurz zu scheren. Nach römischer Sitte blieb rings um den Kopf herum zum Andenken an den dornengekrönten Heiland ein Streifen von Haaren stehen; die Irländer aber schoren sich die vordere Hälfte des Kopfes ganz kahl und ließen auf der hintern Kopfhälfte die Haare lang wachsen. Auch feierten die Irländer Ostern an einem andern Tage als die übrigen Christen, und hatten bei der heiligen Taufe und der heiligen Messe einige abweichende Ceremonien. Ueberdies waren die Irländer keltischer Abstammung, übten eine strenge Ascese und konnten sich nur schwer in die Denk- und Anschauungsweise der Germanen hineindenken. Alle diese Umstände wirkten hemmend auf die Bekehrung der Deutschen ein. Doch das schlimmste war, daß es auch Männer gab, welche ohne kirchliche Sendung sich als Glaubensboten aufwarfen, willkürliche Behauptungen, Thorheiten und Irrtümer lehrten und ein den kirchlichen Vorschriften für den geistlichen Stand widersprechendes Leben führten. Einzelne deutsche Stämme, welche sich in andern Ländern Wohnsitze erobert hatten, waren zum Arianismus bekehrt, welcher die Gottheit Christi leugnete und in Christus nur das erste Geschöpf des Vaters sah. Anhänger dieser Irrlehre waren auch im eigentlichen Deutschland thätig,

um dort für diese Irrlehre zu wirken. In Bayern gab es Männer, welche Grundwahrheiten des Christentums, nämlich die Auferstehung des Fleisches und die Ewigkeit der Höllestrafen, leugneten. Auch die kirchenpolitischen Zustände jener Zeit waren in großer Unordnung und der Ausbreitung des Christentums keineswegs günstig. Der deutsche Stamm der Franken hatte sich unter König Chlodwig Galliens bemächtigt und ein neues Reich in diesem Lande gegründet, welches daher auch später den Namen Frankreich bekam. Die Franken waren zwar unter Chlodwig christlich geworden, hatten aber auch von den Ureinwohnern die Laster einer entarteten Civilisation angenommen. Am Hofe herrschten Sittenlosigkeit, Mord, Verrat und Verschwörung. Zuletzt führten die Könige ein ganz unthätiges Leben; statt ihrer regierten mächtige Fürsten, die sogenannten Hausmeier, sodaß sie selber nur den Namen König hatten. Das Volk war vielfach sittenlos. Auch die Priester blieben von den Lastern der Zeit nicht unberührt und hatten oft nicht den echt kirchlichen Geist. Das war um so schlimmer, als die weltliche Macht einen großen Einfluß auf die Besetzung kirchlicher Stellen ausübte und hierbei mehr auf die Verdienste um den Staat als auf persönliche Würdigkeit sah. Die Bischöfe des fränkischen Reiches waren daher vielfach mehr Soldaten und Diener des Staates als Diener des Heiligtums, und führten oft ein ganz unkirchliches Leben; sie zogen bewaffnet in die Schlacht, lagen der Jagd ob, mißhandelten ihre Untergebenen mit Prügeln, nahmen an Schmausereien und Gelagen Anteil und berauschten sich dabei. Solche Geistliche gehörten nur der Kleidung nach zum geistlichen Stande; im Kriege und auf der Jagd Schwert und Spieß handzuhaben, beim Spiele die Würfel zu werfen und beim Gelage die Becher zu leeren, verstanden sie; Kelch, Meßbuch und Brevier waren ihnen ungewohnte Dinge. Besonders wird es dem kriegerischen Hausmeier Karl Martell, Vater Pippins und Großvater Karls des Großen, zum Vorwurf gemacht, daß er über die Kirchengüter mit großer Willkür verfügte und „seine Offiziere zu Bischöfen und Äbten ernannte“. Diesen war natürlich das Einkommen die Hauptsache, während sie die Erfüllung der geistlichen Pflichten vernachlässigten und den Mangel der priesterlichen Tugenden durch äußern Schein zu ersetzen suchten. Sie glichen den Wölfen in Schafskleidern und führten durch gleisnerische Reden und heuchlerisches Wesen das Volk irre. Oft wurden auch Laien zur Belohnung für ihre Dienste Abteien und Bistümer übergeben, ohne daß sie

jemals die heiligen Weihen empfangen; sie genossen bloß die Einkünfte und waren im Kriege ergebene Dienstmannen.¹⁾ Nach glaubwürdigen Nachrichten²⁾ war die Zahl der irrgläubigen und unwürdigen Priester groß, sodaß sie unermesslichen Schaden bei dem ungebildeten Volke anrichteten; auch am Hofe schädeten sie sehr durch ihren mächtigen Einfluß. Es bedurfte daher eines entschiedenen, sittenreinen Mannes, um diese Elemente unschädlich zu machen oder auf bessere Wege zu bringen; wenn sie die Oberherrschaft erlangten, so wäre es um die katholische Kirche und alle höhere Bildung in Deutschland geschehen gewesen.

Die Zustände unsers deutschen Vaterlands waren also zur Zeit der Ankunft des hl. Bonifatius sehr traurig und mißlich. Die Bekanntschaft mit den Lastern der kultivierten Römer, die Vermischung der deutschen Stämme untereinander, das üppig fortwuchernde Heidentum, welches durch das Christentum zwar erschüttert, aber nicht verdrängt war, hatten eine Sittenlosigkeit hervorgerufen, wie sie früher zu Tacitus' Zeiten nicht gewesen war. Deutschland glich einem großen, verwilderten Acker, auf welchem das Unkraut des Heidentums, des Irrglaubens und der Sittenlosigkeit überwucherte und den spärlich ausgestreuten Samen des Evangeliums ganz zu ersticken drohte. Es fehlte an Bistümern, deren Hirten gemeinschaftlich und ausdauernd an der Ausbreitung und Befestigung des Christentums wirkten, wie an Schulen und Klöstern, in welchen die heranwachsende Jugend christlich erzogen und zugleich geeignete Kräfte für den Priesterstand ausgebildet wurden. Dazu kamen die vielen Kriege der deutschen Stämme untereinander, wodurch die Gemüter ver-

¹⁾ Hefele, Konziliengeschichte III, 492. Leo (Vorlesungen über deutsche Geschichte. Halle 54. I, 436) sagt: „Abteien waren schon hundertfach von Karl an ganz vornehme Laien, die er für ihre treuen Dienste belohnen wollte, und bei welchen er darauf rechnen konnte, daß sie ihre vermehrten Einkünfte hauptsächlich dazu benutzen würden, ihm, wo es erforderlich wäre, mit zahlreichem Kriegsgefolge zuzuziehen, gegeben worden, welche Laienabte dann mit Weib und Kind und Gefolge in die Klöster einzogen, deren Güter für sich administrierten und den Mönchen nur einen kleinen Teil der Gebäude und nur einen fargen Teil von den Einnahmen ließen, sich dafür aber um Zucht und geistliche Ordnung des Klosters gar nicht kümmerten“.

²⁾ Die Briefe des hl. Bonifatius, besonders Ep. 42, 52, 55, 56. Man hat Bonifatius und den Papst wohl der Übertreibung bei der Schilderung der deutschen Zustände angeklagt; Hahn, ein gründlicher Kenner jener Zeit, bestätigt die Schilderung als wahr. (Jahrbücher des fränkischen Reichs. 1863. S. 109 fgd.)

wildert und für das Evangelium des Friedens weniger empfänglich waren. Der mächtige Stamm der Franken, welcher auf dem linken Rheinufer im heutigen Frankreich ein neues Reich gegründet hatte, suchte die auf dem rechten Ufer wohnenden Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinen; weil aber die Franken christlich waren und bei ihren Kriegen, teilweise wenigstens, auch die Ausbreitung der christlichen Religion bezweckten, so hatten die deutschen Stämme gegen die Religion ihrer Zwinger eine leicht begreifliche Abneigung und sahen in den christlichen Missionaren Boten, welche sie unter das verhaßte fränkische Joch bringen wollten. Diese Gesinnung der Deutschen gegen die fränkischen Glaubensboten spricht sehr richtig in „Dreizehnlinden“ (XIX, 24) ein heidnischer Edle mit den Worten aus:

„Vor dem starken Gott der Christen,
Vor der Milde seiner Lehren
Beugt' ich mich, wenn nicht verhaßte
Franken die Verkünder wären.“

Doch die göttliche Vorsehung waltete liebevoll über unserer, von ihr so hochbegabten und zu einer hervorragenden Stellung in der Weltgeschichte berufenen Nation. Der Geist Gottes weckte in der englischen Nation den Eifer für die Befehrung der stammverwandten Deutschen. Scharenweise eilten die englischen Glaubensboten zu unsern Vorfahren, um an dem Werke ihrer Befehrung zu arbeiten. Der eifrigste und thatkräftigste von diesen Glaubensboten war der hl. Bonifatius. Er war in der Hand Gottes ein auserwähltes Werkzeug, um die katholische Kirche in unserem Vaterlande auszubreiten und zu befestigen und so ihm die Segnungen des Heils zu vermitteln.

Fünftes Kapitel.

Bonifatius wirkt bei den Thüringern, Friesen und Hessen.
719—722.

Als der hl. Bonifatius im Jahre 719 die Alpen überschritten und den deutschen Boden betreten hatte, trieb ihn seine Sehnsucht wohl zunächst zu den stammverwandten Sachsen. Ohne längeren Aufenthalt durchwanderte er das südliche Deutschland, zumal er für keinen bestimmten Stamm ausgesandt war und